



Bresson-Film „Das Geld“: Lamm im Wolfspelz

Er erzählt schaurige Taten, doch er zeigt sie nicht: Das Krasseste, was bei der Abschachtung einer ganzen Familie zu sehen ist, sind ein paar Blutspritzer an einer Wand, und noch diese Wand ist mit einer geblühten Tapete bedeckt, um den Bild-Schock auf ein Minimum zu dämpfen.

Bei Tolstoi wird geweint und gefleht, wenn Verzweiflung herrscht. Unter Tränen fleht – in einer späten, fragmentarischen Erzählung – der arme Brennholz-händler Iwan, der sich vom Inhaber eines Photogeschäfts Falschgeld hat andrehen lassen und jetzt selbst des Betrugs beschuldigt wird, um Gerechtigkeit. Doch der feine Geschäftsmann und sein (mit echtem Geld bestochener) Angestellter leugnen den Schwindel und stoßen damit den armen Iwan in eine Unglücksbahn von Schande, Strafe, Verbrechen und Tod.

Bei Bresson wird nicht geklagt und gefleht. Unbewegt stumm nimmt der betrogene Yvon, Lieferfahrer einer Heizölfirma, das Urteil hin, mit dem der Photohändler und sein Angestellter ihn zum Falschgeld-Betrüger stempeln; und ebenso still geduldig erträgt er, daß er von seiner Firma entlassen wird, daß er ins Gefängnis kommt, daß sein Kind stirbt, daß seine Frau ihn verläßt: ganz Unschuld, ganz Opfer, ganz Lamm, schicksalsergeben.

Tolstois merkwürdige Erzählung „Der gefälschte Kupon“ führt vor, wie eine einzige „kleine“ Untat – die Gaunerei eines Gymnasiasten, dem sein Vater einen Taschengeldvorschuß verweigert hat – unabsehbare Folgen nach sich zieht: ein sich immer weiter verästelndes System von Dominosteinen, die einander zu Fall bringen, quer durch alle

Gesellschaftsschichten und durchs ganze Land.

Bresson hat für seinen Film nur einen Teil von Tolstois Dominosteinen benutzt – nur jene, die eine herzlose, zynische, ganz von „sichtbarem Gott“ Geld beherrschte Welt zeigen, nicht jene, die Lebensläufe zum Glücklichen, Guten, ja Heiligmäßigen wenden –, und er hat diese Teile zu einem System von schnurgerader, finsterner Fatalität arrangiert.

Nie eine weite Totale, vor der man aufatmen könnte. Bressons Blick ist eng, streng und herrisch. Seine Darsteller (ausschließlich Laien, denn Schauspieler, diese Fratzenschneider, die berufsmäßig Gefühle heucheln, sind ihm ein Graus) bringt er geduldig dazu, sich mit der Neutralität von Automaten zu bewegen und die kargen Dialogsätze ohne Gefühlsausdruck zu sprechen. Sie sind Vollstrecker eines fremden Willens; sie sind keinen Augenblick frei, denn die Kamera folgt ihnen nicht, begleitet sie nicht, sondern ist immer einen Augenblick vor ihnen zur Stelle und bestimmt, was geschehen wird:

Das Bild zeigt eine Schublade und sagt damit schon, daß eine Hand sie gleich öffnen wird, zeigt eine Axt und weiß also bereits, daß der Mörder sie aufheben wird, zeigt ein Weinglas auf einem Tisch und verkündet schon, daß es gleich zu Boden fallen wird: Selbst die Dinge können diesem Blick, diesem Zwang nur noch gehorchen.

Irgendwann, ein Selbstmordversuch ist mißglückt, wird auch das Lamm Yvon zum Wolf unter Wölfen, begeht fortan Mord um Mord und findet erst Ruhe, als er auch den einzigen guten Menschen, der ihm je begegnet ist, umgebracht hat. Doch noch der Mörder Yvon wirkt wie ein Opfer, passiv, geschoben von einem

unbegreiflichen Schicksal, das er still und ergeben vollstreckt.

Natürlich ist das eine Passions-Geschichte, wie eigentlich alle von Bresson; doch sie bricht abrupt auf dem tiefsten Punkt der Verzweiflung ab: kein Bild, kein Ton für Umkehr, Hoffnung, Rettung mehr.

Robert Bresson ist Mitte siebzig; „Das Geld“ ist, fast fünfzig Jahre nach seinem ersten, sein vierzehnter Film; mit dem Hochmut, dem Ernst und der Unbeirrbarkeit eines Eremiten hat er sein Leben lang daran gearbeitet, das schmutzige Mischmaschmedium Film zu säubern, zu einer „reinen“ Kunst der Bilder und Töne zu raffinieren: durch Verzicht.

Am schwersten muß ihm der Verzicht auf die Musik, die rettende Hilfe einer anderen, „reineren“ Kunst, gefallen sein. Handke hat (in „Über die Dörfer“) beschrieben, wie triumphal die Musik den qualvollen Selbstmord von Bressons „Mouchette“ erhöht – diese Stimme der Hoffnung, der erreichbaren Reinheit gibt es in Bressons Filmen nun nicht mehr. Der Mann, der in „Das Geld“ auf dem Klavier ein paar Takte Bach anspielt, wird gleich darauf totgeschlagen.

Urs Jenny

COMPUTER

Verlegers Traum

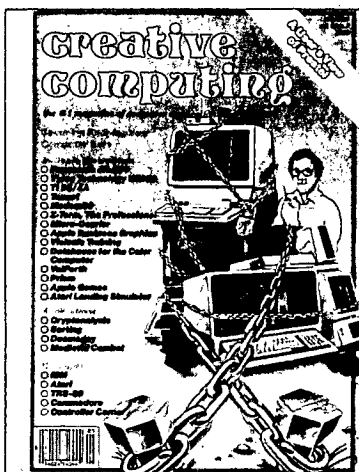
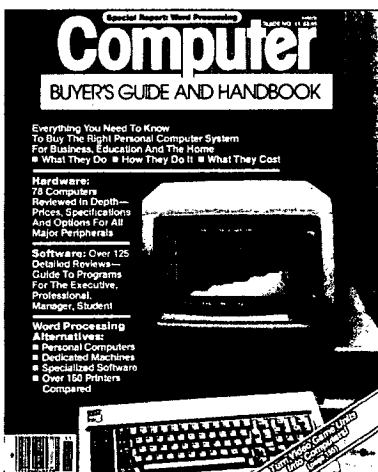
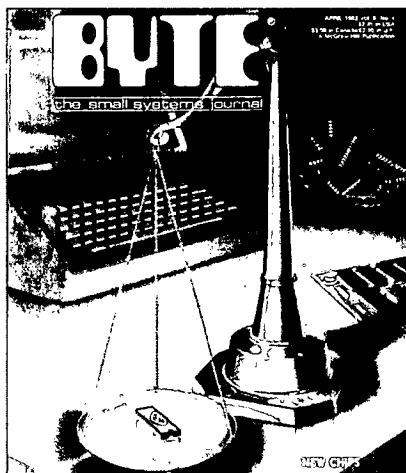
Unter 130 Spezial-Magazinen können Besitzer und Erwerber von Heimcomputern in den USA wählen. Auch in der Bundesrepublik läuft das Geschäft mit Computer-Zeitschriften an.

Als sich der amerikanische Verleger Wayne Green 1976 scheiden ließ, stritt er mit seiner Ex-Frau um die Besitzrechte an der von ihm gegründeten Computer-Zeitschrift „Byte“. Green unterlag.

Doch gleichsam von den Stufen des Gerichts, das ihm die „Byte“-Rechte entzogen hatte, schritt der ausgebootete Magazinmacher zurück auf den Zeitschriftenmarkt. Green gründete, eines nach dem anderen, sechs neue Computer-Blätter, darunter „Desktop Computing“ und „80 Micro“. Im Sommer 1982, fünf Jahre nach der Niederlage vor Gericht, verkaufte er das Zeitschriften-Paket – für 60 Millionen Dollar.

Als „publisher's dream“, Traum eines jeden Verlegers, bezeichnete das Wirtschaftsblatt „Business Week“ die gegenwärtige Lage auf dem Markt der Spezialzeitschriften für häusliche Computer-Elektronik: Mehr als 130 Titel, so schätzen Branchenkenner, sind derzeit in den USA auf dem Markt. Sie wetteifern um die Gunst von Heimcomputer-Besitzern oder -Anwärttern. Schier unerschöpflich scheint das Interesse der Leser an technischen Neuerungen und an Programmen, die das Rechengesetz nützlich machen

* Christian Patey (Yvon) und Caroline Lang.



US-Computer-Magazine: „Beispiellos in der Geschichte der Druckmedien“

könnten. Die Computer-Magazine beraten Anwälte und Ärzte, wie „das Talent der Sekretärin mit der Effektivität des Heimcomputers zu höherer Produktivität“ vermehrt werden könne, sie vermitteln meterlang Programmschritte für die verschiedensten Anwendungszwecke; Interessierte erfahren, was als „Hardware des Monats“ zu gelten hat; dazu gibt es jede Menge Tabellen à la Stiftung Warentest.

„Was auf diesem Markt geschieht“, so Jay Walker, Herausgeber der Zeitschriften-Bestsellerliste „Folio 400“, „ist beispiellos in der Geschichte der Druckmedien.“ Allein die zehn größten Computer-Magazine in den USA erzielten eine Gesamtauflage von 2,9 Millionen Exemplaren.

Bisweilen ähnelt das Rennen um Leser und Anzeigen dem Zieleinlauf eines 100-Meter-Sprints. Im Juli dieses Jahres klemmten Zeitungsverkäufer am selben Tag gleich zwei Magazin-Neuerscheinungen in den Aushang ihrer Kioske – beide mit demselben Titel: „PC Week“*. Die Verleger regelten den unbeabsichtigten Zusammenstoß computerschnell: Einer kaufte die Rechte des anderen und übernahm dessen Crew.

Die Nachfrage nach lesergerechter Aufbereitung von Bits und Bytes be-

gann, als Heimcomputer in großer Zahl in amerikanische Wohnzimmer einzogen. 1980 besaßen erst 216 000 Amerikaner einen jener Logik-Kästen, die laut Werbung dem Bäcker backen, dem Schulkind lernen und dem Vater die Steuererklärung anfertigen helfen. Doch schon 1982 waren 2,3 Millionen „Personal Computer“ in Umlauf; bis Ende dieses Jahres soll die Zahl auf sechs Millionen steigen.

Der Boom der Zeitschriften verdeutlicht auch die Hilfslosigkeit der meisten Käufer von Hard- und Software: Wohl nur dem Werbemännchen von IBM, dem berühmten Stummfilm-Tramp Charlie Chaplin bis ins Detail nachgeschminkt, erschließt sich der Rechner spielend. Der wahre Heimcomputer-Neuling kämpft mit dem Gerät wie einst Charlie Chaplin mit dem Fließband in „Moderne Zeiten“.

Da springen die Magazine in die Bresche. Die Zeitschrift „Family Computing“ etwa erläutert Fünf- bis Fünfzehnjährigen den Umgang mit Heimcomputern. „Portable Computer“ führt in die Geheimnisse tragbarer Rechner ein, „Personal Software“ erleichtert die Wahl unter den vielen Programm-Disketten, und Zeitschriften wie „Joystick“ und „Digit“ unterweisen die Videospielsüchtigen im Erproben neuer Spielprogramme.

Mit 600 Dollar Startkapital war – im November 1974 – der Amerikaner David Ahl als erster in die gewinnträchtige Marktlücke gestoßen. Sein Lebenshilfe-Blatt „Creative Computing“ zählte im ersten Jahrgang 850 Abonnenten und brachte von der dritten Ausgabe an Gewinn. „Creative Computing“-Auflage 1983: 260 000 Exemplare.

Zupaß kommt den Verlegern, daß die Computer-Anbieter mit ihrem Werbeaufwand die Zeitschriften mitziehen. Rund 220 Millionen Dollar gaben Amerikas Heimcomputer-Hersteller 1982 für Werbung aus, ein großer Teil davon ging in die Zeitschriften-Branche.

Mit dem üblichen Zeitverzug erreicht das lukrative Geschäft die Bundesrepublik. Erst ein gutes Dutzend Blätter leistet den rund 300 000 westdeutschen Heimcomputer-Besitzern Rechenhilfe, das auflagenstärkste („Chip“) erreicht gut 110 000 Käufer. Alle anderen Blätter, die sich wie „Chip“ anschicken, durch „Kaufberatung, Problemlösungen und Anwendungsbeispiele“ Heimcomputerei durchsichtig zu machen, erzielten bislang gemeinsam nicht einmal die 200 000er-Auflage des amerikanischen Branchen-Siebtens „PC World“.

Mit der deutschsprachigen „PC Welt“, die erstmals im Oktober mit einer Auflage von 50 000 Exemplaren erschien, setzt der amerikanische Verlag CW Communications nun auch in der Bundesrepublik auf die Zugkraft der blauen Computer-Initialen „IBM“.

Auf wachsenden Bedarf an Soft- und Hardware-Blättern bauen auch westdeutsche Verleger: Der „München aktuell“-Verlag will vier- bis fünfmal jährlich 100 000 „Computer aktuell“ vertreiben, der Gütersloher Medienkonzern Bertelsmann möchte monatlich 80 000 „micro“-Käufer erreichen, die Bertelsmann-Tochter Gruner + Jahr zielt auf 150 000 Interessenten am „PM Computerheft“. Der Ableger des erfolgreichen „Peter Moosleitner“-Jugendmagazins soll von Januar 1984 an monatlich erscheinen.

MATHEMATIK

Durchbruch beim Bler

Amerikanische Mathematiker zertrümmern mit Computerhilfe Monstertzahlen – die Forschung nützt der Computerwissenschaft und den US-Geheimdiensten.

Frank Cole schritt durch die Sitzreihen des Hörsaals auf die schwarze Wandtafel zu. Wortlos malte der Wissenschaftler eine 20ziffrige Zahl in steiler, akkurater Schrift auf die Tafel. Sodann zog Cole mit Kreide ein Gleichheitszeichen, notierte rechts daneben eine neunstellige Zahl, ein „x“ als Multiplikationszeichen und daneben zwölf weitere Ziffern. Der Saal – in New York, 1903 – erbebt unter dem Applaus der Kollegen.

* PC: Abkürzung für Personal Computer.